

Zuerst die Geiß, dann der Bock

In der Schweiz gibt es immer weniger Gämsen –
weil sie falsch gejagt wurden VON STEFANIE HABLÜTZEL

Die Nachricht erschütterte in diesem Sommer Bergbewohner, Jagdfreunde und Wildbret-Liebhaber gleichermaßen: Es gibt immer weniger Gämsen. Nicht nur in der Schweiz, sondern im ganzen Alpenraum sinke die Population des Wildtiers, meldete Radio SRF. Tatsächlich tauchen in der Jagdstatistik des Bundes im Jahr 2020 gerade noch 90.000 Gämsen auf. Vor 15 Jahren waren es 97.000.

Die Schuldigen für den Gams-Niedergang waren schnell gefunden: Mountainbiker, Kletterer, Hündler. David Clavadetscher, der Geschäftsführer des Verbands Jagd Schweiz, sagte gegenüber Radio SRF: »Das Hauptproblem für die Gams ist die Freizeitgesellschaft, die im Sommer wie im Winter Störungen verursacht.« Anruf beim Schweizer Alpen-Club SAC. Eine Gämse zielt sein Logo, laut Vereinsgeschichte als Symbol »für trittsichere Bewegung im Gebirge«. Die Alpinisten lassen sich die Schuld nicht in die Bergschuhe schieben: »Freizeitsportler sind bestimmt nicht die größte Bedrohung für die schweizerische Population der Gämsen«, sagt Philippe Wäger, der Umweltchef des SAC. Es gebe keine Belege für diese Behauptung. Der naturnahe Tourismus sei, »wenn überhaupt«, nur einer von mehreren Faktoren, die zum Rückgang geführt hätten.

Tatsächlich zeigte sich bereits im Jahr 2015: Die Situation ist komplexer als gedacht. An einer Tagung sprachen kantonale Jagdinspektoren, Fachleute des Bundes sowie Jäger und Jägerinnen über die Entwicklung der schweizerischen Gämsepopulation. Ein Grund für das Treffen war, dass die Jäger und Jägerinnen im Vergleich zu früher deutlich weniger Gämsen schossen, regelrecht »zusammengebrochen« sei die Menge an erlegter Beute.

Damals wurden zahlreiche Ursachen diskutiert. So fressen in manchen Regionen die Luchse den Jägern die Beute weg. Andernorts reduzieren schwere Winter und tödliche Krankheiten die Gämsepopulation. In den Bergen verdrängen die vielen Hirsche, Steinböcke und die zahlreichen Nutztiere die Gämsen. Dazu kommen Freizeitsportler wie Schneeschuhläufer: Sie würden das Wild unnötig aufscheuchen, hieß es. Aber als wichtigsten Faktor für die rückläufigen Gamsbestände nannten die Tagungsteilnehmer die Jagd: zu hoher Jagddruck, fehlende Jagdplanungsgrundlagen und zu späte Anpassung der Jagdplanung. Kurzum, das Problem war hausgemacht: Es wurden zu viele und die falschen Gämsen geschossen.

In den Kantonen Wallis und Tessin, so hielt es der Tagungsbericht fest, hatte die Jägerschaft durch politischen Druck verhindert, dass die Trophäenjagd abgeschafft wurde. Statt nach wildbiologischen Kriterien zu jagen, wurden weiterhin die Böcke im besten Alter mit den schönsten Hörnern geschossen – und damit jene Tiere, die wichtig für eine effiziente und energie-

sparende Fortpflanzung sind. »Klagen wir auf einem hohen Niveau?«, fragte am Ende der Tagung Christoph Jäggi, der damalige Präsident der nationalen Jagd- und Fischereiverwalterkonferenz (JFK). Immerhin würden heute so viele Gämsen geschossen wie Mitte der 1970er-Jahre: »Vielleicht hatten wir sogenannte Überbestände und trauern einem unnatürlichen Zustand nach.«

Anderthalb Jahre später verabschiedeten die JFK und der Verband Jagd Schweiz einen »Kodex für ein nachhaltiges Gams-Management«. Dieser hielt fest: »Bei der Jagd ist die Frage nicht, welche Gämsen wir jagen wollen, sondern was der Bestand erlaubt zu entnehmen.«

Gefragt ist also ein professionelles Wildtier-Management, wie es zum Beispiel der Kanton Graubünden kennt. Seit 1990 verfügt der größte Jagdkanton über ein ausgeklügeltes System für seine 23.000 Gämsen und 5500 Jäger und Jägerinnen. Wer im Bergkanton Gämsen jagen will, muss ein komplexes Regelwerk beherrschen, für das es sogar eine dazugehörige Erklär-App fürs Handy gibt. Die wichtigste Regel: Bevor der begehrte Bock geschossen werden darf, muss zwingend eine Geiß erlegt werden. Maximal vier Tiere liegen pro Jahr drin, je nach Ort und Höhe gelten andere Regeln.

»Grundsätzlich geht es dem Gämsebestand in Graubünden gut«, sagt Hannes Jenny, der kantonale Wildtierbiologe und der Kopf hinter der Bündner Gämsestrategie. Regional gebe es aber deutliche Unterschiede. Im Bündner Oberland sei die Gämse unter Druck, »wegen Luchsen, der grassierenden Gämseblindheit und Gleitschirmfliegern«. Deshalb werde dort nun weniger gejagt.

Den Überblick über die Bündner Gämsepopulation behalten die Behörden, indem sie jährlich alle Gämsen in über 50 Testgebieten zählen lassen, diese Zahlen auf den ganzen Kanton hochrechnen und mit den Daten aller geschossenen und überfahrenen Gämsen kombinieren. Somit erfahren die Jagdplaner auch mehr über die Altersstruktur, den Fitnessgrad und das Geschlechterverhältnis in der Population. Auch weiche Faktoren wie die Bündner Jägermentalität fließen in die Berechnungen ein – Bündner jagen meistens im gleichen Gebiet –, damit die richtigen Tiere in der richtigen Menge geschossen werden.

An einigen Orten gibt es sogar zu viele Gämsen. Zum Beispiel im Schutzwald Prau Pign bei Rhäzüns. Während Jahren fraßen zwei Dutzend Gämsen Tausende Jungbäume und damit den künftigen Schutzwald weg. Hier und in anderen Bündner Wäldern werden Gämsen deshalb gezielt bejagt.

Fazit, ein Niedergang der Gämse droht nicht. Oder wie es der eidgenössische Jagdinspektor Reinhard Schnidrig sagt: »90.000 Gämsen sind ein guter Bestand, der auch zum Lebensraum Schweiz passt.«



»Einen kleinen Ausflug.« So nennt Heike Nickel, 48, aus Minden ihre 4000 Kilometer lange Reise mit 25.000 Höhenmetern: »Einmal durch Europa, meine Freunde besuchen«, erzählte sie der Fotografin Swinde Wiederhold, die sie im vorarlbergischen Nenzing traf. Eigentlich will Nickel von Süd- nach Nordamerika radeln: »Aber Corona hatte mich im chilenischen San Pedro de Atacama vorerst gestoppt.« www.zeit.de/instagram

SERVUS. GRÜEZI. HALLO.

Was bedeutet die Ampel für uns?

Es ist vollbracht, in Deutschland wird über eine neue Koalition verhandelt. SPD, Grüne und FDP wollen das Land mit einer Ampel-Regierung führen. Also keine höheren Steuern und keine Lockerung der Schuldbremse, dafür soll Hartz IV abgeschafft, der Mindestlohn erhöht werden und das Land früher aus der Kohle aussteigen. Was aber bedeuten die neuen Macht-

verhältnisse in Berlin für die beiden Nachbarländer, für die Schweiz und Österreich?

Über dieses Thema sprechen die ZEIT-Korrespondenten Florian Gasser aus Wien und Matthias Daum aus Zürich mit Lenz Jacobsen von ZEIT ONLINE in Berlin.

www.zeit.de/alpenpodcast

POSTLEITZAHL

5103

In Möriken-Wildegg kommt
die Swissness zurück ins Bier

Die einen rechnen sich die Misere auf ihre eigene Weise schön: Schweizerischer als Schweizer Bier, das gehe nicht. Schließlich, so sagen sie, stammten 92 Prozent der Zutaten aus heimischem Untergrund. Gemeint ist aber lediglich das Wasser.

Man kann daher auch anders rechnen. Fast alles, was das Schweizer Bier vom Hahnenwasser unterscheidet, ist Importware. Die fünf Prozent Alkohol, der Kohlenstoff für die Kohlensäure, der Restzucker, die gelösten Eiweiße (die den Schaum kräftig und das Bouquet vollmundig machen), sie stammen aus der Zutat Braumalz. Und die ist kaum je von hier. Genauso wenig wie die Alpha-säuren für die Bitternis und die Polyphenole fürs Aroma. Diese liefert der Hopfen. Und wo wächst diese Hanfpflanze normalerweise? Im Ausland.

Gerade mal zehn Prozent des Hopfens sind eidgenössischer Stoff. Noch krasser das Verhältnis beim Malz. Von den 70.000 Tonnen, die in der Schweiz jährlich verbraucht werden, stammt gerade mal ein Prozent aus einheimischer Produktion. Den Großteil dieser Zutat liefern deutsche und französische Mälzereien.

Das ändert sich nun, vom Aargau aus. In Möriken-Wildegg steht die nigelgelbe Produktionshalle der Schweizer Mälzerei AG. Sie ist die einzige größere im Land. Von 2022 an wird es also Schweizer Bier aus Gerste geben, die an diesem Standort zu Braumalz geworden ist.

Dessen Produktion läuft so: Am ersten Tag werden die Körner eingeweicht. Dann dürfen sie fünf Tage keimen, damit aus stärkehaltiger Gerste zuckerreiches Malz wird; den Zucker braucht der Brauer, um an Alkohol zu kommen. Am siebten Tag wird gedarrt: Bevor die Pflanze anfängt, Zucker zu verstoffwechseln, stoppt der Mälzer den Wachstumsprozess, indem er das Korn röstet, und das unterschiedlich lang. Zu hellem Malz für helles Bier, zu dunklem Malz für dunkles Bier.

Mit zehn Basis- und Spezialmalzen, sagt der Inhaber Christoph Nyfeler, will er in seiner Mälzerei loslegen. Die potenzielle Vielfalt (Lager, Red Ale, Rauchbier!) macht das Malz zur Seele des Biers. Damit diese Seele künftig tatsächlich schweizerisch sein kann, haben fünfzig Bauern angefangen, für die neue Mälzerei original einheimische Braugerste anzubauen.

Die Swissness, nach der sich der Romantiker, der Heimatverbundene oder der Freund von Nachhaltigkeit aus unterschiedlichen Gründen sehnen, sie kam dem Bier bereits vor hundert Jahren abhanden. Damals verlagerte sich die Malzproduktion ins Ausland. Dorthin wurden seit den 1990er-Jahren auch die meisten übrig gebliebenen Schweizer Brauereien verkauft. 32 waren es noch an der Zahl. Viele gerieten in die Fänge globaler Konzerne: Feldschlösschen ist Carlsberg, Haldengut ist Heineken.

Heute zählt das Land 1500 Brauereien und damit die höchste Dichte der Welt. Die Bierproduktion ist wieder ziemlich lokal. Die Bierseele kann es nun auch werden. URS WILLMANN

ANZEIGE

DIE ZEIT
VERLAGSGRUPPE

Bereichern Sie unser Team als

Redakteur
(m/w/d) für das
ZEIT Büro in
der Schweiz



Interessiert?

Die vollständige Stellenausschreibung
finden Sie auf unserer Karriereseite

www.zeit-verlagsgruppe.de/karriere

